

Mein Leben danach

1. Kapitel

„Guten Tag, Herr Menzel. Schön, dass Sie da sind. Wir hatten Sie eigentlich schon gestern erwartet.“ „Ich habe vor 3 Tagen erfahren, dass ich bei Ihnen wohnen werde und erst gestern in Friedland die Fahrkarte bekommen.“ „Nun ja, das macht ja nichts, Hauptsache, Sie sind jetzt da. Ich hoffe, Sie haben ordentlichen Appetit mitgebracht! Erna wird Ihnen erst einmal ihr Zimmer zeigen. Wenn Sie sich frisch gemacht haben, erwarten wir Sie zum Abendessen.“ „Vielen Dank Herr Schuhmacher.“ Mein Brotherr war eine starke Persönlichkeit von etwa 60 Jahren. Er hatte einen sogenannten Herrenbauch und war ungefähr 170 cm groß. Seine raue Hand, die er mir zur Begrüßung reichte, war von harter Arbeit zerfurcht. Aus seinem gutmütigen Gesicht sahen mich zwei interessierte Augen musternd an. Die Augenbrauen waren breit und liefen über seiner Nase fast zusammen. Durch den hohen Haaranatz wirkten die Falten auf seiner Stirn sehr betont. Er rief nach Erna, dem Hausmädchen und wies sie an, mir mein Zimmer zu zeigen. Ich konnte mein Glück kaum fassen, nach über 10 Jahren endlich ein eigenes Zimmer, ein Raum nur für mich allein. Erna erzählte mir, dass dies einmal das Zimmer des jungen Herrn Schuhmacher gewesen sei. Die Schuhmachers hatten lange gebraucht, um über den Tod ihres Sohnes hinwegzukommen. Erna war von kräftiger Gestalt. Ihr rotes Haar hatte sie zu zwei Zöpfen geflochten. Rings um ihre Nase herum hatte sie viele kleine Sommersprossen. Ihre grünen Augen ließen sie sehr dominant erscheinen. Erna drehte sich um und bat mich, bevor sie mein neues Reich verließ, pünktlich in 20 Minuten zum Essen hinunter zu kommen. Ich schaute mich um und fühlte mich auf Antrieb wie zu Hause. Ja, hier konnte ich wieder zu mir finden, all die schrecklichen Erlebnisse hinter mir lassen. Alles vergessen und ein neues Leben beginnen. Ich zog meinen Mantel aus und hing ihn an den Türhaken. Außer dem Bett und einem kleinen Nachtschränkchen davor, stand vor dem Fenster, durch das das sanfte Licht einer Straßenlaterne fiel, ein kleiner Tisch. Auf ihm ein Deckchen und ein Aschenbecher. Vor dem Tisch ein Sessel mit Armlehnen. Dem Bett gegenüber stand eine Kommode mit Schubladen. Auf ihr eine Porzellanschale, ein Krug und ein kleines Schälchen mit Seife. Gegenüber der Tür befand sich ein zweiflügliger Kleiderschrank. Der Läufer vor dem Bett und die Gardinen machten das Zimmer richtig gemütlich. Alles war hell und freundlich. Herz, dachte ich, was willst du mehr?

Nachdem ich mich frisch gemacht hatte, ging ich hinunter und suchte das Esszimmer. Auf dem Flur begegnete mir eine junge Frau, die mir bislang noch nicht vorgestellt wurde. Sie trug zwei große Porzellanschalen in der Hand. „Sie sind sicher Kurt, guten Abend, ich bin Gerda, können Sie mir bitte die Tür zum Esszimmer öffnen?“ „Ja natürlich, gern, aber welche?“ „Sie stehen direkt davor!“ Herr Schuhmacher schien großen Wert auf das gemeinsame Abendessen im Kreis der Familie zu legen. „Ah, da sind Sie ja! Kommen Sie herein. Ich möchte Ihnen meine Frau vorstellen.“ Er deutete mit einer Handbewegung auf eine Dame Mitte 60, mit wirrem grauen Haar, tiefen Furchen unter den Augen und gelblichen Händen. „Meine Tochter Gerda haben Sie ja schon kennen gelernt.“ „Bitte nehmen Sie hier Platz, Herr Menzel.“ Am Tisch standen sechs Stühle und auch sechs Gedecke waren aufgetragen. Am Kopf der Tafel saß Herr Schuhmacher. Neben ihm seine Frau, die mir den Platz gegenüber ihrem Gatten zugewiesen hatte. Zu seiner rechten nahm Gerda Platz. Nachdem sich auch Erna gesetzt hatte, wurde ein Tischgebet gesprochen. Der sechste Platz blieb leer. Während des Essens wurde über allerlei Dinge des vergangenen Tages gesprochen. Es gab Pferdewurstchen und Kartoffelsalat. Anschließend einen Schokoladenpudding mit Vanillesoße. Unwillkürlich musste ich dabei an meine Kindheit denken, an den Pudding, den Mutter mir kochte und meine Augen wurden feucht. Ich versuchte, meine Gefühle zu verbergen, aber als Herr Schuhmacher mich ansprach und ich meinen Kopf erhob, um ihm die gebotene Achtung zu erweisen, sah er es mir an. „Na Kurt, Sie haben doch sicher jetzt auch Lust auf eine gute Zigarette?“ „Ja, sehr gern!“ „Dann gehen wir am besten in mein Herrenzimmer hinüber.“ Ich hoffte, dass die Damen nichts von meinem Gefühlsausbruch bemerkt hatten und folgte ihm erleichtert. „Nun Kurt, wie gefällt Ihnen Ihr Zimmer? Ich hoffe, Sie sind zufrieden?“ „Aber ja, ich danke Ihnen vielmals. Es ist sehr schön hier bei Ihnen.“ „Ich hoffe, Sie werden sich bald ganz wie zu Hause fühlen. Sie werden verstehen, dass ich ein wenig mehr von Ihnen erfahren möchte, als

es mir das Flüchtlingsamt mitgeteilt hat.“ „Das kann ich gut verstehen. Was möchten Sie wissen?“ „Man teilte mir mit, dass Sie keine Angehörigen mehr hätten. Sind denn alle in diesem verdammten Krieg geblieben?“ „Vater ist beim Überfall auf Polen von einem Querschläger unglücklich getroffen worden und Mutter ist, als schon fast alles vorbei war, in unserem Haus von einer Fliegerbombe getötet worden. Meine Verlobte ist nach Süddeutschland gegangen und nicht auffindbar. Verwandte hatten wir nie. Ein Bruder von Vater war einmal nach Afrika ausgewandert.“ „Vielleicht könnten Sie mir von ihrem Eintritt in die Armee und den Jahren der Gefangenschaft erzählen?“ Herr Schuhmacher öffnete eine Flasche Wein, schenkte jedem ein Gläschen ein und bot mir eine Zigarette an. Er lehnte sich in seinen Ohrensessel zurück und erwartete voller Ungeduld die letzten 10 Jahre meines Lebens.

2. Kapitel

Braunschweig 1.4. 1940

„Auch wenn Mutter bei meinem Abschied weinte, war heute ein ganz besonderer Tag für mich. Lange schon hatte ich meinen Eintritt in die Reichsarmee herbei gesehnt. Meine Ausbildung beim Panzergrenadier- bataillon 2 in Braunschweig konnte beginnen.

Der Drill war hart, die Schleifer ungerecht und unerbittlich. Menschenverachtend nutzten sie jede sich bietende Gelegenheit, um uns zu erniedrigen. Vom Reinigen der Latrinen, bis zur Bedienung der Bordkanone im Tiger, lernten wir in den folgenden Monaten einfach alles. Vor allem aber Kameradschaft, so wie ich sie vorher nicht mal in der HJ (Hitlerjugend) erfahren hatte. Wir alle waren am Schluss der Ausbildung überzeugt von uns und unseren Idealen. Die Gerechtigkeit der Sache stand außer Frage. Jeder von uns war bereit für Führer und Vaterland sein Leben zu geben.

Im Juni 41 war es dann endlich so weit. Wir hatten Marschbefehl! Zunächst ging es auf der Schiene Richtung Osten. Nachdem über 100 Divisionen zusammengezogen waren, begann am 22.6.41 die Operation Barbarossa. Wir überrannten die Sowjet Armee förmlich und standen nach nur zwei Tagen schon fast 200 Kilometer tief im Feindesland. Alles ging so schnell und reibungslos, dass sich niemand auch nur ansatzweise über die Rechtmäßigkeit unseres Tuns Gedanken machte. Das Überraschungsmoment war immer noch auf unserer Seite. In Scharen ergaben sich russische T 34 Besatzungen. Ihre Dörfer und Städte brannten. Links und rechts der Straßen standen Hunderte ausgebrannter Panzer. Über allem dieser Geruch von verbrannten Pferdeleichen und verschmortem Gummi, der mir wohl noch für den Rest meines Lebens anhaften wird. Unser Tross zog durch ausgebombte Straßen, vorbei an gespenstisch empor ragenden Mauerresten von Häusern in Minsk. Die Stadt wirkte wie ausgestorben. Aber wo in diesen Ruinen sollten auch noch Menschen leben? Als Teil der Heeresgruppe Mitte, fuhren wir entlang der napoleonischen Route. Unser weitläufiges Ziel hieß Moskau. Doch Ende August rollten unsere Verbände auf die Ukraine zu. Durch die Unterstützung der Luftwaffe hatten wir leichtes Spiel mit der von unseren Stukas bereits bombardierten russischen Armee.

Im Oktober dann doch noch die Richtungsänderung nach Süden. Unser neues Ziel hieß wieder Moskau! Es war kalt geworden, aber immer noch waren wir trunken der Erfolge, die auf unserem Weg bereits hinter uns lagen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten erreichten wir Moskau erst im Dezember. Unsere Kampfkraft war bis auf ein Viertel geschrumpft. Der schärfste Gegner war jetzt der Winter. Schon nach wenigen Tagen wurde der Angriff auf Moskau abgebrochen. Unter unvorstellbaren Qualen hielten wir die Belagerung über Monate hinweg aufrecht. Im September 42 erwischte es mich dann. Bei einer Patrouillenfahrt durch ein ausgebombtes Dorf zerriss mir die Gewehrkegel eines Partisanen den Unterkiefer. Der Notoperation im Feldlazarett folgte der Krankentransport mit einer JU 52 nach Braunschweig ins Luftwaffenlazarett.

In einer neuartigen Operation wurde mir dort ein Stück Knochen aus meinem Bein entnommen und im Kiefer eingesetzt. Als gelungenes Experiment erlangte ich zweifelhaften Ruhm. Oberstabsarzt Maurer musste allerdings sein gesamtes Können aufbieten, um mir auch die Gebissfunktion zu erhalten. In den ersten Wochen und Monaten bereitete mir die Nahrungsaufnahme noch große Schmerzen. Aber im Gegensatz zu manch anderem Leidensgenossen war ich doch vergleichsweise gut davon gekommen. Männer mit amputierten Gliedmaßen oder Blinde gehörten zum alltäglichen Bild, auf meinen Rundgängen durch die Krankenhausflure.

Neben Mutter, die mich seit meiner Einlieferung vor zehn Wochen täglich besuchte, war mir Schwester Emmi besonders ans Herz gewachsen. Ihre Ruhe und Güte, mit der sie uns Kranke pflegte, gefielen mir besonders. Aber auch ihre äußere Erscheinung war mir sehr angenehm. Kurz vor meiner Entlassung, Mitte Dezember, waren wir uns auch persönlich näher gekommen. Zwar hatte ich beim Sprechen immer noch Schwierigkeiten, aber wir verstanden uns auch ohne viele Worte. Emmi war für mich wie ein von Gott gesandter Engel. Die folgenden Tage und Wochen sollten die Schönsten meines noch jungen Lebens werden. Wir versuchten jede freie Stunde miteinander zu verbringen. Sie hatte langes, blondes Haar. Eine niedliche, kleine Stupsnase und blaue Augen. Ein ganz klein bisschen lispelte sie manchmal. Das klang dann besonders süß. In endlos erscheinenden Spaziergängen, die nie enden sollten, schlenderten wir Hand in Hand durch die Okerauen. Bis zu meiner endgültigen Genesung sollte ich mit kleineren Aufgaben in der Heimat beauftragt werden. Mit anderen Kameraden führte ich Sammelaktionen zur Versorgung unserer frierenden Soldaten durch.

Am 10. April 43 bekam ich schließlich Order, mich der Panzerdivision 38 anzuschließen. Im Verband der 9. Armee, unter Führung Generaloberst Models, sollten wir die sowjetischen Truppen von Norden her angreifen. Die zwei uns verbleibenden Tage nutzten Emmi und ich, um uns zu verloben. Aus diesem feierlichen Anlass hatte ich im Restaurant „Zur Glocke“, gleich neben dem Dom, einen Tisch bestellt. Es wurde ein solch wundervoller Abend wie ich ihn nie vergessen werde. Zum ersten und letzten mal wachten wir am nächsten Morgen gemeinsam auf. Am höchsten Punkt unserer Gefühle hieß es nun Abschied nehmen. Dem schönsten Moment unseres Lebens, folgte nun der traurigste. Ich rückte ein! Die folgenden Monate, Mai und Juni, waren wir mit erheblichen Angriffsvorbereitungen beschäftigt. Der ursprüngliche Invasionstermin musste mehrfach verschoben werden.

Erst am 5. Juli begannen wir das Unternehmen „Zitadelle“, die Schlacht im Kursker Bogen. Als Richtschütze in einem der über 600 Panther und Tigerpanzer sollten wir von Norden kommend, ein 50 Kilometer breites und 40 Kilometer tiefes Stellungssystem überwinden. Doch das was uns hier erwartete, war schlimmer als der Vorhof zur Hölle. Wir gerieten in ein noch nie erlebtes Sperrfeuer. Ein Vormarsch war auch wegen des Versagens der neuen Wunderpanzerwaffe „Goliath“ nicht möglich. Dieser kleine, unbemannte, ferngelenkte Sprengpanzer sollte in den gegnerischen Stellungen für große Unruhe sorgen. Leider gab es Steuerungsprobleme, die es dem Gegner leicht machten, ihn zu zerstören. Dazu kamen Nachschubschwierigkeiten mit dem Treibstoff. So konnte uns die 6. Luftflotte auch aus der Luft nicht mehr unterstützen. Mehr und mehr Panzer in unseren Reihen fielen den russischen Abwehrverbänden zum Opfer. Mitte Juli kam das Gerücht der Alliierten Landung auf Sizilien auf und schwächte auch noch die Moral der Truppe. Das Unternehmen Zitadelle war gescheitert. Wir wurden nach Norden, zum Orel Bogen in Marsch gesetzt, um der dortigen 2. Panzerarmee zur Hilfe zu kommen. Die Aktion gelang und die Befreiten schlossen sich mit unseren Resten zusammen. Mit vereinten Kräften gelang es uns, den Gegenangriff des Iwans nach leichten Geländeverlusten zu stoppen. Dennoch, die Schlacht im Kurker Bogen war verloren. Die 9. Armee, zu der auch meine Division gehörte, war nun Generalfeldmarschall von Kluge in der Heeresgruppe Mitte unterstellt. Zwar mussten wir bis zum Herbst Smolensk und Gomel räumen, konnten aber unsere Stellungen im Großen und Ganzen halten.

Im Frühjahr 44 kam es jedoch zu einer gewaltigen russischen Offensive, bei der auch mein Panzer getroffen wurde. Mit drei Kameraden gelang es uns, den brennenden Tiger zu verlassen. Einer der Kameraden hatte Feuer gefangen und rannte orientierungslos in die falsche Richtung. Versuche, ihn unter Einsatz des eigenen Lebens zu stoppen, misslangen. Schreiend wälzte er sich am Boden und versuchte das Feuer zu ersticken, ehe er vielleicht auch absichtlich in das gegnerische Gewehrfeuer lief und schließlich tödlich getroffen zu Boden sank. Wir anderen entkamen unerkannt in einem nahen Waldstück.

Die ganze Division befand sich im kontrollierten Rückzug. Wir wurden auf andere Panzer aufgeteilt. Immer weiter wurden wir in Richtung Westen zurück getrieben. Ende 44 standen wir schließlich nahe der alten Ostgrenzen vor Kriegsausbruch. Aller Kampf war somit umsonst gewesen. Mehr noch, ein Ende dieses sinnlosen Krieges war nicht in Sicht. Nun galt es nur noch, Heimatboden zu verteidigen. Bis hierher war es uns auch nicht sonderlich schwer gefallen, auf unserem Rückzug verbrannte Erde zu hinterlassen. Aber nun alles zu zerstören, was einst durch deutsche Hand mühsam geschaffen wurde, damit es dem Feind nicht in die Hände fiel, war fast unzumutbar. Mittlerweile wurden die Luftangriffe der Alliierten immer intensiver Schossen wir einen T 34 Panzer ab, rückten an seiner Stelle zwei neue nach. Die Übermacht des Gegners wurde immer deutlicher. Treibstoffmangel sorgte im Februar sogar dafür, dass wir unseren Tiger aufgeben mussten.

Da für uns und viele andere Kameraden kein technisches Gerät mehr verfügbar war, wurden alle versprengten Truppenteile im neu ausgerufenen Volkssturm gesammelt. Als Unteroffizier unterwies ich nun jeden waffenfähigen Mann in der Handhabung von Karabiner, Maschinenpistole oder Panzerfaust. Mir wurden 5 Freiwillige unterstellt und ich bekam den Befehl, mich an Sicherungsmaßnahmen, direkt vor den Toren Berlins, zu beteiligen. Mit einem Pritschenwagen wurden wir und eine andere Gruppe nach Norden vor die Stadt gefahren. Als Teil der Berliner Garnison unter Oberst Weitling, hatten wir den Auftrag, uns bei Eberswalde einzugraben und mit unseren MGs und nur einer Panzerfaust die russischen Panzer aufzuhalten.

Es war Ende April und der Boden war immer noch frostig. Jeder Hieb in die Erde ließ unsere Hände erbeben. Tiefer immer tiefer mussten wir uns in den Schoß der Mutter Erde graben, um vollständig darin Schutz zu finden. Der immer lauter werdende Geschützdonner der immer näher kommenden Panzerverbände beflügelte unsere Grabungen. Jeder von uns hatte sich ein sogenanntes Einmannloch gewühlt und schlüpfte nun in der Hoffnung, sich nicht das eigene Grab geschaufelt zu haben, hinein. Von uns sechs war ich der einzige mit direkter Kampferfahrung. Wie würden die Anderen bei Sichtkontakt mit dem Iwan reagieren?

Es blieb keine Zeit, um diesen Gedanken zu vertiefen. Schon rollten die ersten T 34 auf unsere Stellung zu. Es waren drei! Bis jetzt hatten sie uns nicht bemerkt. Ich wies die Kameraden an, sie erst in Schussweite kommen zu lassen. Auf mein Kommando schossen wir aus allen Rohren. Mit meiner Panzerfaust traf ich den ersten der genau auf uns zu rollenden T 34 an der Seite. Es zerschlug ihm die linke Kette. Die Russen antworteten mit Granaten. Durch einen Volltreffer wurden zwei Mann getötet und zwei weitere verletzt. In Anbetracht der Ausweglosigkeit der Situation und um der Verletzten willen, beschlossen wir auf Zuruf, uns der Übermacht zu ergeben. Mit Hilfe eines weißen Taschentuchs, welches ich an dem Lauf meines Karabiners befestigte, versuchten wir dem Iwan unsere Aufgabe zu signalisieren. Vorsichtig warfen wir unsere Waffen aus den Gruben und harrten hoffnungsvoll der Dinge, die da kamen. Der Feind stellte den Beschuss ein. Ich krabbelte als Erster aus meinem Loch und hielt die Hände über meinen Kopf. Die Anderen folgten erst als klar war, dass nicht auf mich geschossen wurde. Langsam, mit erhobenen Händen gingen wir auf das grelle Licht der Scheinwerfer zu. Sechs Russen, ihre Kalaschnikows im Anschlag, nahmen uns in Empfang. „Weuna raspitjje!“ Krieg kaputt.

3. Kapitel

Jetzt erst drehte ich mich zu Karl und sah, dass er eine blutende Wunde an der Stirn hatte. Granatsplitter hatten ihn getroffen. Noch schlimmer hatte es Rudi erwischt. Er war am Hals verletzt und blutete stark. Die linke Hand, mit der er die Wunde abzudecken versuchte, war Blut getränkt. Jürgen und mir ging es besser. Wir hatten nichts ab bekommen. Heinz Bremer und Helmut Müller waren neben uns in ihren Stellungen tödlich getroffen. Das war den Worten der beiden gerade zurückkommenden Russen, deutlich zu entnehmen, auch ohne deren Sprache zu beherrschen. Außer ihrer Namen, die ich mir vorsichtshalber, aufgeschrieben hatte, um die Angehörigen benachrichtigen zu können, blieb mir nichts von ihnen in Erinnerung. Zu kurz war die gemeinsame Zeit. Zwei Russen begannen nun uns auf das Genaueste zu filzen. Die anderen hielten uns weiterhin in Schach. Sie suchten nicht nur nach versteckten Waffen, sondern vor allem nach Wertgegenständen aller Art. Als sie ihre akribische Suche eingestellt hatten, wurden wir von einer Eskorte in östliche Richtung zu einem Sammelplatz getrieben. Nach etwa einer Stunde kamen wir an einem halb zerbombten Landbauernhof an. Wir wurden zu einem Dutzend anderer Kriegsgefangener in eine Scheune gesperrt.

Rudi musste von Jürgen und mir den ganzen Weg über gestützt werden. Seine Halswunde hatten wir mit einem Schal und einem Stoffetzen abgedeckt. Im spärlichen Licht der Scheune war nicht viel vom Ausmaß der Verletzung zu erkennen. Außer ihn vorsichtig in die kärglichen Strohrefte zu legen, blieb uns im Moment nichts zu tun. Auch wir legten uns nun in den Staub des Lehm Bodens und versuchten zu schlafen. Wer wußte schon, was der neue Tag uns bringen würde. Tausend Gedanken das Richtige getan zu haben, gingen mir da durch den Kopf. Aber hatte ich nicht auch meiner kleinen Gruppe über Verantwortung zu tragen? Bevor ich schließlich doch irgendwann in den Schlaf hinüberglitt, musste ich auch an Emmi denken und an die viel zu wenigen aber so schönen Stunden, die wir zusammen hatten. Sollten jemals weitere folgen? Halb im Unterbewusstsein nahm ich noch das Geräusch der russischen Türposten wahr. Dann schlief auch ich.

Als der Morgen graute, wurden wir höchst unsanft aus dem Schlaf gerissen. An der Pferdetränke sollten sich immer vier von uns waschen. Endlich konnte ich mir Rudis Wunde ansehen. Ein Splitter hatte sich in seinen Hals gebohrt. Er musste dringend entfernt werden. Der Wachposten rief nach einem seiner Kameraden und deutete auf Rudi. Dieser sah sich die Wunde an und befahl dem Posten etwas zu holen. Nach einigen Minuten kam der mit Verbandszeug und einer Flasche Wodka zurück. Er nahm sein Messer aus der Scheide, desinfizierte es mit dem Wodka, nahm selbst einen kräftigen Schluck, wies uns an, den Kameraden fest zu halten und holte kurzerhand den Splitter mit Hilfe seines Messers aus der Wunde. Rudi schrie und bäumte sich kurz auf, um im nächsten Moment das Bewusstsein zu verlieren. Der Iwan blieb ganz ruhig, ließ sich ein Stück Binde geben, tränkte diese mit Wodka und verband Rudis Hals damit. Eine zweite Binde zum Wechseln übergab er an mich. Dann gab es endlich etwas zu Essen. Für jeden gab es Brot und Kapustasuppe. Wenig später kam eine weitere Gruppe Gefangener auf den Hof. Es dauerte nicht lange und unser gesamter Tross, von nun etwa 30 Männern, marschierte in das nächste, größere Lager ab. Jürgen und ich nahmen den inzwischen wieder zu sich gekommenen Rudi in unsere Mitte und trugen ihn so, die etwa 10 Kilometer.

Nach dem Eintreffen wurden wir als erstes wieder gefilzt und dann registriert. Beim anschließenden Verhör übersetzte ein Dolmetscher. Unter anderem wurde nach der Mitgliedschaft in der NSDAP gefragt. Wir mussten den Oberkörper frei machen und dann wurden die Innenseiten unserer Oberarme genaustens untersucht. Bei SS Angehörigen ist hier die Blutgruppe eintätowiert. Jedes abgelegte Kleidungsstück wurde nochmals untersucht. So begutachtet, wurden wir in das Sammellager entlassen. Hier waren etwa 500 Gefangene eingepfercht. Deutsche Offiziere waren eingesetzt, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Wieder gab es eine warme Suppe, diesmal sogar mit Fleisch und natürlich wieder mit Brot. Anschließend wurden wir in Gruppen abgezählt und der Aufbruch ins nächste Lager stand bevor. Genau wie vor fast vier Jahren, kam ich wieder durch ausgebombte Dörfer. Nur waren es diesmal deutsche Höfe, die dort brannten. Keine Menschenseele war zu sehen. Gegen Abend trafen wir in irgendeinem weiteren Gefangenenlager ein. Wir beschloss, nach Möglichkeit zusammen zu bleiben. Was bei einer Masse von 10000 oder mehr Menschen sicher nicht leicht war. Hier blieben wir nun einige Wochen. Am 9. Mai ging die Nachricht der Kapitulation wie ein Lauffeuer durch das Lager. Alle drängten zum schwarzen Brett an einer der Baracken, um es mit eigenen Augen zu sehen. Was alle befürchtet oder erhofft hatten, war nun Wirklichkeit geworden. Es gab Tränen, Wut und Trauer unter den Umherstehenden. Ich war einfach nur froh, dass nun bald alles vorbei sein würde und ich zu meinen Lieben könnte.

Etwa eine Woche später wurden alle aus unserer Baracke, die noch einigermaßen gesund schienen, wieder in Marsch gesetzt. Karl, Jürgen und ich marschierten zusammen. Rudi blieb im Lager zurück. Was aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Die Bewachung unserer aus etwa 500 Gefangenen bestehenden Kolonne war scharf. Auf 10 „Weuna plenny“ Kriegsgefangene kam ein Iwan. Sie drängten zur Eile, denn der Weg war weit. Vielen Kameraden war das Tempo zu hoch, oder sie bluteten in ihren Stiefeln so stark, dass sie sich etwas auf den Panjewagen erholen durften. Gegen Abend schleppten wir uns völlig entkräftet durch das Lagertor von Neudamm. Nach dem Essen durften wir uns auf die angewiesenen Pritschen schlafen legen. Es sind zwei oder dreistöckige Holzpritschen auf denen jeder einzelne nicht mehr als 40 Zentimeter Breite an Platz hatte. So lagen dann 20 und mehr Gefangene dicht gedrängt neben einander und versuchten so gut es eben ging mit den neuen Lebensumständen zurechtzukommen.

Gleich am nächsten Tag mussten wir zur körperlichen Begutachtung. Hierfür mussten sich alle komplett nackt ausziehen und sich den geübten Griffen eines Arztes und dessen Gehilfinnen stellen. Auf Grund unseres Gesundheitszustandes wurden wir in verschiedene Gruppen klassifiziert. Jürgen und ich wurden mit gewissem Stolz in die Klasse eins gemustert. Uns wurden die schwersten Arbeiten aufgebürdet. Karl, den wir auch Professor nannten, kam in die Gruppe drei für leichte Arbeiten. Die Gruppe der Einsen wurde nun oft für Arbeitseinsätze außerhalb des Lagers genutzt. Wir mussten ganze Häuser für die russische Kommandantur herrichten, Fabrikanlagen demontieren oder ähnliche Arbeiten verrichten. Das Mehr an Nahrung, welches wir für unser Mehr an Arbeit in Empfang nahmen, konnte den Substanzverlust unserer Körper nicht ausgleichen. Anfang Juni hieß es dann schon wieder Sachen packen. Viel war zwar nicht zu packen, aber dennoch war es jedes Mal schon wegen des bevorstehenden Fußmarsches, äußerst strapaziös. Unser neues Ziel war mehr als 40 Kilometer weit entfernt.

Karl, Jürgen und ich blieben auch weiterhin zusammen. Der Marsch in glühender Hitze war mehr als eine Tortur. Aber das Lager war das bisher beste. Sogar die Toiletten waren in einem guten Zustand.

Auch hier wurden Jürgen und ich zu körperlich schweren Arbeitseinsätzen abkommandiert. Noch schlechter traf es etwa 400 Kameraden, ebenfalls alles Einser, die zum Abriss einer kompletten Eisenbahnlinie eingesetzt wurden. Wir mussten statt dessen die Chemieanlagen von AGFA abbauen und auf Güterzüge verladen.

Das Leben im mit etwa 40000 Kriegsgefangenen voll ausgelasteten Lager bedarf gewisser Regeln, denen sich keiner entziehen kann. Sauberkeit ist hier höchstes Gebot. Wer sich nicht daran hält, bekommt die Ablehnung der Anderen zu spüren. Das kann schrecklich sein! Nach geleisteter Arbeit blieben oft noch einige Stunden zum Spielen mit selbst gebauten Schachbrettern oder gemalten Karten. Sogar an Kultur wurde gedacht. Ein Chor der russischen Armee sang Lieder aus der Heimat.

Ende Juli, noch vor dem Morgengrauen, weckte mich Lärm auf der Straße am Lagerzaun. Eine große Zahl von Sowjets war dort angetreten. Nach der Morgensuppe wurde ein neuer, noch größerer Arbeitstrupp von Einsern zusammengestellt. Es waren diesmal sicher über Tausend! Ich dachte an die Eisenbahnlinie von Berlin nach Warschau und an den Zustand, in dem die anderen Einser bei ihrer Rückkehr ins Lager waren, nachdem sie die Bahnlinie von Soldin nach Arnswalde abgerissen hatten. Dann hieß es Abschied nehmen von Karl und all den anderen, mit denen wir uns in der kurzen Zeit unseres Aufenthalts angefreundet hatten. Wir versprachen uns zu schreiben und winkten uns ein letztes Mal zu. Der Zug von Einsern hatte sich in Bewegung gesetzt. Es ging das Gerücht um, dass die Zurückgebliebenen bald entlassen würden. Im Bahnhof mussten wir Güterwaggons besteigen. Die Fahrt ging nach Posen. Wir kamen uns wie Vieh auf dem Weg zum Schlachthof vor. In einer Ecke des Waggons stand ein Blechkasten und neben ihm ein Sack mit Kalk. Das war während der ganzen Fahrt unsere Toilette. Da wir in so großer Zahl eingepfercht waren, konnten sich nur die schwächsten von uns auf den Boden setzen. Rings um den Blechkasten standen die Männer mit Durchfall. Denn obwohl der Weg nicht weit war, so war ein Durchkommen recht langwierig. Am Abend trafen wir in Posen ein. Das Lager war scharf bewacht. Die Übernachtungsbaracken ebenfalls. Allerdings von Millionen von Wanzen, die jeden Quadratzentimeter bedeckten. Wir zogen es vor, die Nacht in möglichst großer Entfernung zu den Baracken im Freien zu verbringen.

Gegen Morgen dann Schüsse! Wie sich später herausstellte, hatten zwei SS Offiziere zu fliehen versucht. Ihre Körper hingen den ganzen Tag zur Abschreckung leblos im Stacheldraht. Nach einer schlaflosen zweiten Nacht im Regen, ging es Gott sei Dank am nächsten Morgen weiter mit der Bahn nach Osten. Nur noch 44 Kameraden konnten sich einen Waggon teilen. Damit hatte jeder von uns ein Anrecht auf einen Liegeplatz. Wir suchten uns gegenseitig nach Wanzen und anderem Ungeziefer ab. Bis auf ein paar Eiablagen und einigen wenigen Tierchen, die sofort unschädlich gemacht wurden, war auch im Gepäck und den Uniformen nichts zu finden. Erst gegen Abend wurde die zweite Mahlzeit ausgegeben. Pro Wagen einen 20 Liter Eimer mit Suppe und Brot. Den Darm konnten wir während der Rast am Bahndamm endlich halbwegs vernünftig entleeren. Dann ging die Fahrt weiter. Aus dem vergitterten Waggonfenster heraus, konnte ich den Flusslauf des Bug erkennen. Jenes Gebiet, durch das unser Panzer im Juni 41 rollte, um am Unternehmen Barbarossa teilzunehmen. Das aber war jetzt schon Geschichte. Hier nun rollten wir zwar in die gleiche Richtung, ebenfalls auf Moskau zu, aber diesmal wahrscheinlich, um das zerstörte Land wieder aufzubauen. Aber dann, kurz vor Moskau, ging die Fahrt plötzlich nach Süden und erst hinter Tula erst wieder nach Osten. Nun ging es in Richtung Schwarzes Meer. Mitte August war unser Zielort erreicht. Unser Zug hielt in Wolsk an der Wolga. Dies also sollte während der nächsten Monate unser Zuhause sein. Schon als wir den Zug bestiegen und er in östliche Richtung davon fuhr, wussten wir, dass der Wunsch nach Heimat für lange Zeit unerfüllt bliebe.

4. Kapitel.

Wir hätten es wesentlich schlechter treffen können. Das Lager in Wolsk war mit dem Platz für nur 200 Gefangene total überfüllt. Das größte von fünf Lagern in der Umgebung war Saratow. 350 Plätze gab es in Engels, der ehemaligen Hauptstadt der deutschen Wolgarepublik. Außerdem gab es zwei etwa 100 Kilometer entfernte Waldlager. Bis zur Aufteilung, in ein paar Tagen, mussten sich alle Gefangenen das eine Lager in Wolsk teilen. Die Latrine war ein einfacher Erdbunker mit 16 runden Öffnungen in der Oberplatte. Wasserleitungen waren nicht vorhanden. Das kostbare Nass musste mit Pferdewagen herangeschafft werden. Nach dem ersten Essen mussten wir alle zum Appell antreten. Der deutsche Lagerleiter, Oberstleutnant Kolbe, erklärte uns den Tagesablauf. Nach der Morgensuppe war um 7 Uhr Abmarsch der Arbeitsgruppen. Unsere Hauptmahlzeit bekamen wir um 19 Uhr. Geschlafen

wurde um 22 Uhr. Sonntags war arbeitsfrei. Danach suchte sich jeder einen Schlafplatz. Bis zur Aufteilung des Lagers machte ich mir unter freiem Himmel eine Schlafstatt zurecht.

Am nächsten Morgen folgte schon der erste Arbeitsappell. Eine Maurerkolonie wurde gesucht. Dreißig Mann! Jürgen und ich meldeten uns sofort freiwillig und wurden genommen. Andere sollten Schiffe beladen oder waren auf Handwerksbetriebe verteilt. Die meisten Gefangen gingen in die Landwirtschaft.

Wenig später marschierte unsere Kolonie, von nur einem Posten bewacht, durch die Stadt. Unser erster Arbeitseinsatz befand sich fast am Ende von Wolsk. Im Gegensatz zu den meisten anderen Häusern, die aus Holz und Lehm erbaut waren, sollte dieser Neubau aus roten Ziegeln entstehen. Für Jürgen als gelernten Maurer, gab es keine Probleme. Ich dagegen hatte in der Heimat nur dann und wann mit Bauhilfsarbeiten etwas dazu verdient. In der ersten Zeit war es nicht leicht, den von mir verlangten Arbeiten gerecht zu werden. Vor allem gab es ständig Übersetzungsprobleme, die dazu führten, dass Jürgen und ich in kürzester Zeit die wichtigsten russischen Wörter erlernten.

Durch die Abgänge in die anderen Lager hatte sich das Leben in Wolsk normalisiert. Wir schliefen nun, immer noch etwas beengt, in den Erdbunkern. Hier befanden sich ebenfalls das Büro des Dolmetschers und die deutsche Lagerleitung. Die Liegefläche auf den doppelstöckigen Schlafgestellen betrug 40 cm pro Mann. Bei einer Gesamtbreite von 4 Metern mussten also 10 Personen nebeneinander liegen. Als Unterlage dienten Bretter. Selbst an solche lebensfeindlichen Umstände gewöhnt sich der Mensch recht schnell. Immerhin hatte es den Vorteil, dass die Kameraden, die innen lagen, von zwei Seiten gewärmt wurden. Als Nachteil blieb die rasend schnelle Ausbreitung von Krankheiten und Ungeziefer unter den Häftlingen zu erwähnen.

Nach einigen Wochen des Einlebens, war es Oktober und Väterchen Frost hielt Einzug. Über Nacht fielen 20 cm Schnee. Das hatte leider auch das Einfrieren unseres Waschplatzes zur Folge. Also blieb zum waschen nur der Schnee! Während der ersten, noch nicht ganz so kalten Wintertage, wurde unsere Maurerkolonie mit Putz und Ausbaurbeiten in den leicht beheizten Innenräumen beauftragt. Nach einigen Tagen zeigte das Thermometer bereits 20 Grad Kälte an und auch diese Arbeiten mussten eingestellt werden.

Mit unseren deutschen Sommeruniformen konnte man sich gegen die beißende Kälte kaum mehr schützen. Jürgen und ich kamen nun in eine Sägewerkskolonie. Die Arbeit an der Säge war hart, aber durch die größeren Brotrationen immer noch besser, als der Innendienst. Hier wurden nur die Geschwächtesten und Kranken eingesetzt. Durch die geringeren Essensgaben ging es ihnen zusehends schlechter. Die unausweichliche Folge waren Lazarett und schließlich russische Erde.

Zur großen Freude aller wurden wir Ende Oktober in russischer Winteruniform neu eingekleidet. Diese wattierten Hosen und Jacken brachten große Erleichterung. Auch als das Thermometer im November unter Minus 30 Grad fiel, hielten uns die Filzstiefel noch halbwegs warm. Man musste nur stets in Bewegung bleiben. Die Wolga war längst zugefroren und der Fährbetrieb längst eingestellt. Selbst die Wasserstelle, von der uns die Wasserwagen stets versorgten, war nur noch unter größten Strapazen zu erreichen. Den Kameraden in den beiden Waldlagern musste es bei diesen Schneemassen noch bedeutend schlechter gehen. Auf dem Weg zum Sägewerk mussten wir durch die ganze Stadt. So kamen wir hier und da auch mit den Einheimischen in Kontakt. Zu meiner großen Überraschung waren uns die Russen, trotz des Krieges, kaum feindselig eingestellt. Im Gegenteil!

Auch im Sägewerk, wo einige deutsche Maschinen schon über 20 Jahre lang ihren Dienst taten, ohne auch nur einmal zu murren, lobten sie die deutsche Gründlichkeit - und Zuverlässigkeit. Dank einiger Materialien aus russischen Volkseigentum, die wir auf dem Bazar gegen Brot eintauschten, gelang es uns, die dürftigen Essensrationen aufzustocken und so bei Kräften zu bleiben. Indes machten uns des Nachts, die vielen Ratten in unserem Erdbunker sehr zu schaffen. Dem einen oder anderen Kameraden wurde da des Nachts, schon mal ein Ohr angefressen. Keine Liegefläche war vor ihnen sicher. Ende März hatten wir es geschafft, der Winter lag hinter uns! Die Wolga, die eben noch zugefroren war, hatte über Nacht ihren Eispanzer abgelegt und war zu einem reißenden Strom geworden. So schnell der Winter gekommen war, so schnell ging er auch wieder. Straßen und Plätze standen unter Wasser. In den Mulden bildeten sich kleine Seen. Der noch gefrorene Boden konnte die Wassermassen noch nicht aufnehmen. Wie schon befürchtet, hatte der Winter in den beiden Waldlagern mit unerbittlicher Härte zugeschlagen. Von den etwa 800 Kameraden, die im letzten Sommer voller Zuversicht in die Lager aufgebrochen waren, lebten gerade noch 100! Sie hatten keine neuen Uniformen erhalten und

waren auch von Versorgungsmöglichkeiten abgeschnitten. Besonders schlimm war es im Waldlager 2 zugegangen. Von dort kamen nur noch 25, dem Tode nahe, in unser Lager zurück.

Jürgen und ich wurden wieder den Mauern zugeteilt. Den ganzen Sommer über bauten wir mit den gerade vorhandenen Materialien, Haus um Haus, ohne jedoch eines auch nur ganz fertig zu bekommen. Dies also sollte in der folgenden Zeit mein Leben sein. Doch im Winter 47 geschah die zweite Katastrophe. Ein unheimlicher Grippevirus raffte einen nach dem andern dahin. Es gelang den Lagerärzten nicht, der Seuche Herr zu werden. Im Frühjahr waren von den einstmals in Wolsk angekommenen 1300 Kriegsgefangenen, nur noch 20 Prozent am Leben. Auch das Lager Engels war längst aufgelöst worden. Gott allein weiß, warum Jürgen und ich von alle dem verschont blieben.

Juli 47 wurden die Gefangenenlager Wolsk und Saratow aufgelöst. Wieder ging es mit der Bahn in ein anderes Lager. Nun hatte uns das Schicksal also doch in eines der Kohlegrubenlager des Donezbeckens verschlagen. Unser Arbeitsplatz war in einer der miesesten Gruben. Mit einer Kohlegrube im Ruhrgebiet hatte sie nicht viel gemein. Einen Förderturm suchte man hier vergebens. Die Kumpel gingen durch einen schräg, in den Berg getriebenen Stollen zu ihrem Arbeitsplatz. Ihnen entgegen kamen die vollen Förderwagen, die mittels Haspel hochgezogen wurden. Es wurde in drei Schichten Akkord gearbeitet. Auf einer der Sohlen gab es ständig Wassereinbruch. Nach etwa 2 Monaten hatten Jürgen und ich uns auch an diese schwere Arbeit gewöhnt. Glücklicherweise wurden wir auch hier nicht getrennt und konnten uns so gegenseitig helfen. Das Lager in Kuibyschew war bis auf die Wanzen, die allerdings in unglaublicher Zahl, fast wie eine Strafe Gottes, vorhanden waren, das bisher Beste. Die Verpflegung war natürlich auch hier äußerst knapp bemessen. Aber immerhin gab es für das wenige, das es gab, einen richtigen Speiseraum. Vier lange Jahre sollte das nun mein zu Hause sein. Wahrscheinlich wäre es dies noch viel länger gewesen, wenn ich nicht im Oktober 51 einen Arbeitsunfall gehabt hätte.

Es war in der Frühschicht. Natürlich konnte dem russischen Steiger mal wieder alles nicht schnell genug gehen. Beim Nachrutschen der Kohle aus einem schräg nach oben getriebenen Abbaufloz fiel diese auf die Gleise und versperrte dem Förderwagen die Durchfahrt. Drei Kumpel versuchten es mit Gewalt. Ich stand seitlich vor dem Wagen und versuchte mit der Schaufel die Kohle zwischen den Achsen weg zu bekommen. Plötzlich setzte sich der Wagen in Bewegung. Einer der Brocken hebelte dabei die Vorderachse aus der Schiene und der Hund kippte in meine Richtung. Ich warf mich zwar noch zur Seite, bekam aber wegen des geringen Platzes an dieser Stelle mein linkes Bein nicht mehr weg. Meine Knochen krachten förmlich. Dann ein stechender Schmerz. Mit Hilfe der Kanthölzer wurde der Wagen angehoben und ich darunter weggezogen. An äußeren Verletzungen war nicht viel zu sehen. An zwei, drei Stellen etwas Blut, sonst nichts. Dafür wurde mein Bein von Minute zu Minute, dicker und dicker. Ich wurde auf einem Förderwagen nach oben gezogen und sofort in unser Lager gefahren. Der Lagerarzt bestätigte meine Befürchtungen. Das Bein war gebrochen! Er ordnete die Überweisung in ein Hospital an.

Am späten Nachmittag, nach einer beschwerlichen, äußerst schmerzhaften Fahrt über Straßen voller Schlaglöcher, hatten drei weitere Verletzte und ich auch diese Strapazen hinter uns gebracht. Eine russische Krankenschwester half mir dabei, mich meiner gesamten Kleidung zu entledigen. Am ganzen Körper wurde ich rasiert und schließlich desinfiziert. Nach dem Röntgenbild wurden die Knochen gerichtet und das Bein eingegipst. Gegen Morgen schob mich ein Pfleger in Uniform in den Krankensaal. Hier standen etwa 60 Betten, in denen etwa 100 Patienten untergebracht waren. Nur die schwersten Fälle hatten das Privileg, ein ganzes Bett allein belegen zu dürfen. Mein Mitbettbewohner war Fritz Rademayer aus Berlin. Auch ein Arbeitsunfall. Nach 3 Wochen wurde ich ein weiteres Mal geröntgt. 2 Wochen später wurde ich mit Gips entlassen und dem Lagerlazarett zugewiesen. Nach einer weiteren Woche wurde er abgenommen. Aber auch Tage danach, hatte ich beim Gehen noch Schmerzen. Meine Arbeiten im Innendienst konnte ich kaum erledigen und so ordnete der Lagerkommandant am 10. Dezember schließlich meine Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft an. Als mir die deutsche Lagerverwaltung am Vortag von meiner bevorstehenden Entlassung berichtete, wollte ich es zunächst kaum glauben. Was würde wohl nun aus Jürgen werden? Er stand leider nicht auf der Liste der zu Entlassenden. Doch dann war es wirklich so weit. Etwa 30 Gefangene verließen das Lagertor in Richtung Bahnhof. Am Zaun stand Jürgen und hatte Tränen in den Augen. Wir winkten uns zu und auch ich hatte einen dicken Kloß im Hals. Ob wir uns je wieder sehen würden?

Am 15. Dezember erreichte der Zug die russisch- polnische Grenzstation Brest. 3 Tage später fuhr er in Frankfurt an der Oder ein. Hier endete unser Transport. Alle Entlassenen, auch die aus den anderen Lagern, insgesamt über 100, wurden auf das Beste versorgt und nach ihrem Geburts oder Heimatort

befragt. 8 von 10 entschieden sich für die Weiterfahrt in den unter westlicher Verwaltung stehenden deutschen Teil. Am 19. Dezember 1951 ist meine Odyssee im Aufnahmelager Friedland fürs erste beendet.

5. Kapitel

Endlich wieder in Freiheit! Deutsches Essen, ein warmes Bad nehmen und zivile, saubere Kleidung tragen. Wie sehr hatte ich mich danach gesehnt, wie lange darauf verzichten müssen? Das Rote Kreuz versorgte uns mit allem Nötigen. Schon am Tag unserer Ankunft wurden wir registriert und die Namen unserer Angehörigen aufgenommen. Während der folgenden Wochen unseres Aufenthaltes wollte das Rote Kreuz nach ihnen suchen. Auch in den Gängen des Aufnahmelagers hingen Tausende von Suchmeldungen verzweifelter Menschen, die noch hofften. War unser Zug mit über einhundert Spätheimkehrern nicht Nahrung für ihr Hoffen? Viele rührende Szenen, sich wieder findender Menschen, spielten sich an den nächsten Tagen im Lager ab. Doch von Tag zu Tag wuchs die Angst in mir, selber niemanden mehr zu haben.

Die Wochen vergingen und ich erholte mich zusehends. Jeden Morgen hatte ich ungeduldig auf Post von meinen Lieben gewartet, dann die Bitte zur Lagerbetreuung zu kommen. Ich erhielt die Mitteilung, dass Mutter bei einem der letzten Bombenabwürfe auf Braunschweig ums Leben gekommen sei. Das Haus, in dem ich so viele glückliche Jahre meiner Kindheit verbracht hatte, existierte nicht mehr. Von Emmi hatte man nur in Erfahrung bringen können, dass sie nach Süddeutschland gegangen war. Ich brauchte einige Tage, bis ich diesen Verlust verkraftet hatte. Aber dann gab es kein Halten mehr. Ich wollte wenigstens Emmi finden. Vielleicht war es ja gar nicht meine Emmi, die da nach Süddeutschland gegangen war? Vielleicht lebte sie ja noch immer in Braunschweig und wartete auf meine Rückkehr?

Da Braunschweig nun unweit der neuen innerdeutschen Grenze lag, war die Stadt in den ersten Nachkriegsjahren geradezu überlaufen. Es bestand kaum Möglichkeit der Unterbringung. Dennoch hatte ich Glück und bekam vom Roten Kreuz eine Adresse in Wolfenbüttel.“